

Kristina Lepold

Ambivalente Anerkennung

Institut für Sozialforschung · Frankfurt am Main

Campus

Ambivalente Anerkennung

Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie

herausgegeben von Ferdinand Sutterlüty
im Auftrag des Instituts für Sozialforschung
an der Johann Wolfgang Goethe-Universität,
Frankfurt am Main
Band 33

Mit dieser Buchreihe will das Frankfurter »Institut für Sozialforschung« ein neues Kapitel in seiner eigenen Geschichte aufschlagen. In Anlehnung an die Schriftenreihe, die 1955 von Theodor W. Adorno und Walter Dirks gegründet und im Jahr 1971 eingestellt wurde, sollen hier in regelmäßigen Abständen Monografien und Forschungsberichte veröffentlicht werden, in denen sich die theoretischen und empirischen Fragestellungen der Institutsarbeit niederschlagen; bewusst wurde dabei das thematische Spektrum der Reihe um die Sozialphilosophie erweitert, weil heute nicht mehr wie selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, dass zur soziologischen Forschung auch die Reflexion auf die philosophische Begriffsbildung gehört. In die Reihe werden neben den im Institut entstandenen Arbeiten auch Studien zur Veröffentlichung aufgenommen, die die gegenwärtigen Forschungsabsichten in markanter Weise widerspiegeln.

Kristina Lepold ist Juniorprofessorin für Sozialphilosophie/Kritische Theorie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Kristina Lepold

Ambivalente Anerkennung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die Forschung des Instituts für Sozialforschung wird durch die institutionelle Förderung der Stadt Frankfurt und des Landes Hessen ermöglicht.

Dissertation, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2016
D.30

ISBN 978-3-593-51355-3 Print
ISBN 978-3-593-44722-3 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2021 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Satz: Ina Walter, Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main
Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-1001).
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort von Martin Saar	7
Danksagung	15
1. Einleitung	19
1.1 Anerkennung als Lösung oder Teil des Problems?	19
1.2 Eine Unterscheidung und drei Thesen	25
1.3 Übersicht über die Kapitel	31
2. Der Kontext von Honneths Anerkennungstheorie	35
2.1 Kritische Theorie und ihre Aufgabe	36
2.2 Eine »Kritik der Macht« heute«	48
3. Die Grundlagen von Honneths Anerkennungstheorie	55
3.1 Honneths Begriff von Anerkennung	55
3.2 Anerkennung als Bedingung wirklicher Freiheit	62
3.3 Erfahrungen von Missachtung	65
3.4 Die Rolle von Gesellschaft	70
4. Der Kampf um Anerkennung	79
4.1 Missachtungserfahrungen und Kämpfe um Anerkennung	80
4.2 Kämpfe um Anerkennung und normative Einigung	85

4.3 Anerkennung als Mechanismus von Ideologie?	92
5. Althusser und die Reproduktion der gesellschaftlichen Ordnung	101
5.1 Althussters Begriff von Anerkennung	102
5.2 Anrufung und Unterwerfung	106
5.3 Die Täuschung in der Wiedererkennung und Anerkennung . . .	112
5.4 Die Reproduktion der Grundlagen der Produktion	117
6. Bourdieu und die Reproduktion sozialer Ungleichheit	121
6.1 Bourdieus Begriff von Anerkennung	122
6.2 Die Formierung von Identität und Habitus	127
6.3 Die Reproduktion der Sozialstruktur	134
6.4 Die Täuschung in der Anerkennung	139
7. Butler und die Reproduktion der zweigeschlechtlichen Normalität	145
7.1 Butlers Begriff von Anerkennung	146
7.2 Die Formierung von Geschlecht	153
7.3 Die Reproduktion der Geschlechternormen	161
7.4 Die Täuschung in der Anerkennung	164
8. Ambivalente Anerkennung	169
8.1 »Anerkennung« ist nicht gleich »Anerkennung«	170
8.2 Das Argument	178
Literatur	199

Vorwort

Es ist kein Zufall, dass sich eine der am schärfsten geführten politischen Debatten der letzten Jahre um die Frage des Status und der politischen Funktion von Identität gedreht hat. Denn für die spätmodernen, spätliberalen und pluralistischen Demokratien unserer Zeit bleibt es eine zentrale Frage, mit wem sie es zu tun haben und an wen sie, oft mehr schlecht als recht, ihr Versprechen von Freiheit, Gleichheit und Partizipation eigentlich adressieren: Sind es die in ihrer Gleichheit eher eigenschaftslos gedachten Bürger_innen oder sind es die konkret situierten politischen und kulturellen Subjektivitäten, die der Rechte und Teilhabemöglichkeiten gerade deshalb bedürfen, weil sie nicht immer schon Teil des vorgeblichen Allgemeinen sind? In dieser Debatte schien es zumindest eine Zeitlang, als sei die Orientierung am gesellschaftlichen Gemeinwohl oder an den Interessen und Rechten von sozialen oder kulturellen Minderheiten eine Alternative für die politische Perspektive, als könne man zwischen universeller Gerechtigkeit und partikularer Identitätspolitik wählen, als könne man nur Politik entweder für alle oder für die Einzelnen machen.

Hinter dieser heftigen, sicher auch etwas zeitgebundenen politischen Debatte steht eine Problematik, mit der sich die Sozialphilosophie und Politische Theorie spätestens seit den 1990er Jahren intensiv beschäftigt hat, denn spätestens seit dieser Zeit hat sich die Frage aufgedrängt, wie sich die Subjekte demokratischer Politik verstehen lassen. Nicht zuletzt das Phänomen des Multikulturalismus, das Bewusstsein für die Errungenschaften der neuen sozialen Bewegungen und die sozialwissenschaftlichen Forschungen zum Zusammenspiel von Machtwirkungen und Unterdrückungsdynamiken rings um *race*, *class* und *gender* (und bald einiger Identitätskategorien mehr) zwangen auch die sozialphilosophische Grundlagenreflexion zu differenzierteren und komplexeren Vorstellungen davon, wer das Selbst ist, das als das Objekt, aber auch als mögliches Subjekt politischer Maßnahmen und Handlungen zu begreifen ist. Der Vorwurf, etwa von Seiten des Kommunitaris-

mus und von Protagonist_innen der Feministischen Theorie, die klassischen liberalen politischen Philosophien vernachlässigten sträflich den sozial- und gemeinschaftsspezifisch eingebundenen, kontextualisierten Charakter von Selbstheit und Subjektivität, war ein sozialtheoretischer Einwand mit konkreten politischen Folgen. Er forderte theoretisch und praktisch eine Sensibilität für die identitätsbildenden Aspekte sozialer Gemeinschaften und eine machtkritische Korrektur von Ausschlussmechanismen, die sich aus ihnen für manche Gruppen ergeben.

Auch diese Theorieentwicklung steht ihrerseits in einem größeren ideengeschichtlichen Rahmen. Es war für die frühmoderne Reflexion auf Staat, Gesellschaft und Politik ein epochenmachender Schritt, nicht mehr einfach von einem gegebenen politischen Subjekt auszugehen, sondern die vielfachen Bildungs- und Formungsprozesse in Rechnung zu stellen, in denen sich Subjektivität und Identität im intersubjektiven, politischen und sozialen Kontext bildet. Schon das frühneuzeitliche Denkbild des hypothetischen Übergangs zwischen Natur- und Gesellschaftszustand hatte diese Konstruktivität gewissermaßen indirekt artikuliert; und spätestens seit Rousseaus Zivilisationskritik und vielleicht gipfelnd in Hegels systematischer Theorie der Vermittlung von Subjektivität und Objektivität in Sozialformen und Institutionen und Nietzsches fast verzweifelter Bilanzierung der Kosten dieser Vermittlung ist das Gemachte und Gesellschaftsabhängige noch der angeblich vorpolitischen Individualität ein gemeinsamer sozialtheoretischer Ausgangspunkt. Damit spannt sich ein ganzes Feld auf von Optionen, wie diese Abhängigkeit, dieses Spannungsfeld und diese Polarität zu bestimmen sind, und auch ein Spektrum möglicher Antworten auf die Frage, ob der Preis von Gesellschaftlichkeit und Vergesellschaftung für ein gegebenes Individuum, das erst in dieser Sphäre es selbst werden kann, nicht auch (zu) hoch sein könnte.

Kristina Lepolds Buch, hervorgegangen aus einer philosophischen Dissertation am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main, setzt an derjenigen systematischen Stelle an, an der sich eine der einflussreichsten und prominentesten Konzeptionen zur Bearbeitung dieser Fragen als eine mögliche Lösung aufdrängt. Denn der Begriff der Anerkennung hat zum einen für die politische Debatte eine inzwischen kaum bestrittene Prominenz erhalten, bindet er doch das Gelingen und die Legitimität von Sozialität und Politik an das Geltenlassen und Respektieren von Personen in ihren spezifischen Eigenschaften und in ihrem moralischen Wert. Er ruft zum anderen die theoretischen Auseinandersetzungen um die unterschiedlichen Verständnisse und Formen von Person-Sein

und Subjektivität auf, die sich nur vor dem Hintergrund spezifischer Praktiken und Institutionen der Wertschätzung konkretisieren können. Er verweist damit auf eine reichhaltige Ideen- und Theoriegeschichte, in der unterschiedliche Auffassungen davon, auf welcher Ebene sich Einzelne in Gemeinschaft zur Geltung bringen und als wertvoll zählen können, konkurrieren.

Das Buch geht von den aktuellen Debatten der Sozialphilosophie aus, und zugleich wird hier eine ganz eigene, originelle Position entwickelt. Kristina Lepold rekonstruiert die unterschiedlichen Beiträge zum Wert und zur Funktion intersubjektiver Anerkennung als ein Feld von Alternativen, in dem sich zwei scheinbar grundsätzlich gegensätzliche Optionen anbieten. Auf der einen Seite steht eine Anerkennungstheorie, die Anerkennung als einen ethischen Wert oder ein Gut versteht, das zu erreichen in sich wertvoll ist, auf der anderen eine Position, der zufolge Anerkennung zusätzlich bestimmte soziale Funktionen hat, die diesen Wert relativieren oder einschränken, für die Anerkennung selbst also keinesfalls unproblematisch ist.

Nun ist es aber eine Tatsache bezüglich des Debattenstands, dass die erste Position in der Form der Anerkennungsphilosophie von Axel Honneth, die dieser im Rahmen eines Neuentwurfs einer kritischen Gesellschaftstheorie entwickelt hat, gut eingeführt und verteidigt ist, während viele skeptischere Positionen demgegenüber oft nur als Kritik(en) des Prinzips der Anerkennung *tout court* verstanden werden. Aber die interessanteren dieser Positionen, dies ist die zentrale rekonstruktive These von Kristina Lepold, sind keine Zurückweisungen von Anerkennung als solcher, sondern Aufforderungen, sie (auch) anders zu verstehen, eben als mehrdeutig und mehrwertig, damit bleiben sie auf das Projekt einer Aufweisung der Bedeutung von Anerkennung im sozialen Leben bezogen und verlassen es nicht. Das Beachten dieser relativierenden oder perspektivierenden zweiten Seite, das heißt das Beachten der sozialen Funktion von Anerkennung auch jenseits ihres Werts für die Subjekte oder Personen selbst, hilft dabei, Anerkennung als Ganzes besser und umfassender zu verstehen, nämlich die Ambivalenz der Anerkennung anzuerkennen; dies ist die zentrale systematische These der Arbeit.

Um diese Argumentationsziele zu erreichen, sind diverse Schritte nötig, die hier mit interpretatorischem Feingefühl und zupackender Systematisierung vollzogen werden. Zunächst müssen die Kohärenz, Plausibilität und Stärke der Honnethschen Position und ihr Zugriff auf Anerkennung als – vor dem Hintergrund bestimmter Prämissen – in sich wertvoll erläutert werden. Damit ist auch zu begründen, wieso in diesem Zugriff Anerkennung tatsächlich grundsätzlich als Wert und Motor gesellschaftlichen Fortschritts

und nicht selbst als möglicher Problemfaktor auftritt. Dann ist zu zeigen, wie die scheinbar rein kritischen oder negativen Positionen Anerkennung anders und sozial eingebettet verstehen und sie so auch nach anderen Kriterien betrachten können. Schließlich interessiert das Verhältnis dieser beiden Formen der Thematisierung von Anerkennung, die ja als simple Alternativen nebeneinanderstehen und sich wechselseitig gar nichts zu sagen haben könnten – dies dürfte übrigens dem Selbstverständnis der an dieser Debatte Beteiligten relativ nahekommen. Zu zeigen ist also, wie die beiden Zugriffe Aspekte oder Dimensionen desselben Phänomens betreffen, die systematisch zusammengeführt werden könnten.

Kristina Lepold gelingt die Einlösung dieser Ziele überzeugend und elegant. Präzise und informierte Theoriereferate etablieren den Rahmen, innerhalb dessen die systematische Konstruktion hervortreten kann. Faire, aber im Detail kritische Einzelrekonstruktionen profilieren die Theoriekonzeptionen, die sich ja selbst kaum explizit auf die jeweilige Gegenposition beziehen, als Dialogpartner; ihre Gegensätzlichkeit tritt deutlich hervor, ebenso aber die Möglichkeit, dies als Komplementarität, als Teil eines gesellschaftstheoretischen und zugleich gesellschaftskritischen Projekts zu verstehen. Somit werden auch auf immer wieder überraschende Weise unterschiedliche Theorietypen miteinander ins Gespräch gebracht.

Die systematische Pointe ergibt sich auch aus einer methodologischen Überlegung, die im Kontext der vorliegenden Schriftenreihe besondere Relevanz hat. Denn selbst wenn der Wert von Anerkennung für die betreffenden Personen eindeutig ist, kann diese Erfahrung der Subjekte selbst mit einer Art Außensicht konfrontiert werden, die dies nicht leugnet, aber auch nicht zum letzten Maßstab macht. Das sozialtheoretisch gesehen Mehrdeutige besteht darin, dass selbst gelingende Anerkennungsverhältnisse zugleich problematische gesellschaftliche Funktionen haben können, was aber nur in einem Wechsel der Perspektive vom Innen zum Außen der Anerkennungsverhältnisse zutage tritt. Kritik kann also dort ins Spiel kommen, wo in größeren sozialen Zusammenhängen und Ordnungen nicht nur Anerkennung verweigert, verzerrt oder verunmöglicht wird, sondern selbst die gelingende Anerkennung von Personen kritikwürdige Effekte zeitigt, nämlich soziale Herrschaft verstetigt oder sogar noch verstärkt.

Kristina Lepold insistiert darauf, dass diese beiden Ebenen in ihrer Gegensätzlichkeit zusammengedacht werden müssen und dies keine Frage der Arbeitsteilung etwa zwischen Moralphilosophie und Sozialtheorie ist. Anerkennung selbst als Wert und Prinzip kann nämlich einmal im Hinblick

auf die – zu ihrer Selbstverwirklichung und Freiheit der Anerkennung bedürftiger – Subjekte thematisiert werden, und zugleich, ganz anders, im Hinblick auf diejenigen Ordnungen, die von Anerkennung reproduziert und stabilisiert werden. Entsprechend dieser Programmatik rekonstruiert und diskutiert sie zunächst in großer Detailgenauigkeit und mit souveränem Überblick Honneths Anerkennungsdenken. Sie situiert seinen Ansatz im systematischen und methodischen Feld der Begründungsproblematik einer Kritischen Theorie der Gesellschaft und führt ihn nah an Horkheimers Idee eines Ansetzens an real vorliegenden sozialen Tendenzen und an schon ausgebildetem kritischem Verhalten heran.

Honneth erneuert dieses Motiv, indem er die in einem gewissen Maße immer schon vorhandene Anerkennung von Personen untereinander im gesellschaftlichen Austausch als dasjenige existierende, aber nie vollständig entfaltete Moment von Werthaftigkeit behandelt, das Ansatzpunkt und Wertmaßstab zugleich bildet; damit ist auch diese Konzeption methodisch eine Form immanenter Kritik; an Unrechts- und Missachtungserfahrungen zeigen sich bislang uneingelöste Ansprüche auf Befreiung und gesellschaftliche Teilhabe. Das reale Auftreten von Unrechtserfahrungen und sozialem Leiden zeigt gleichsam negativ, dass Anerkennung Bedingung von Selbstverwirklichung ist und damit Grundlage dafür, dass sich soziale Subjekte werthaft auf sich selbst beziehen können und die Fähigkeit, individuell frei zu sein, ausbilden können. Wird Anerkennung systematisch durch die Gesellschaft vorenthalten, wird den Einzelnen Freiheit verweigert.

Kristina Lepold interessiert sich besonders für den Modus einer solchen Gesellschaftskritik, deren immanenter Maßstab das Gewähren oder Verweigern von Anerkennung ist und für die gelingende oder misslingende institutionelle Sicherung individueller Anerkennungsansprüche der kritische Maßstab sind. In modernen Gesellschaften sind diese Ansprüche in sozialen Kämpfen zur Geltung gebracht worden und haben sich in spezifischen Anerkennungsphären Geltung verschafft. Störungen und Pathologien treten ein, wo sie systematisch verletzt oder verunmöglicht werden. Dies zu diagnostizieren setzt, wie Kristina Lepold überzeugend argumentiert, voraus, dass die genaue Bestimmung dieser Ansprüche oder Normen jeweils mehr oder weniger unstrittig oder sozial akzeptiert ist, auch wenn es, wie Honneth vielfach einräumt, Raum für Deutungsunterschiede und Reinterpretationen gibt. Entscheidend ist aber, dass in den sozialen Beziehungen und ihrer Dynamik schon ihr eigener Maßstab und vielleicht sogar eine gewisse Fortschrittstendenz steckt. Etabliert ist mit dieser ausführlichen Deutung

das deutliche Profil eines Anerkennungsdenkens, in dem Anerkennung Wert und Maßstab ist. Es ist begründet in einer Auffassung von der Anerkennungsbedürftigkeit von Personen für ihre eigene Freiheit und Selbstverwirklichung, und es ist gesellschaftstheoretisch erweitert zu einer Theorie der zur tatsächlichen wechselseitigen Produktion und Zirkulation von Anerkennung notwendigen sozialen Sphären und Institutionen. Wo die Gesellschaft dies leistet, ist sie gut, wo sie darin versagt, versagt sie ihren Mitgliedern die Möglichkeit, ein gutes eigenes Leben im Einklang mit anderen zu führen.

Im zweiten Schritt, im zweiten Teil des Buches, setzt sich Kristina Lepold mit drei Positionen auseinander, die oft einer generellen Anerkennungskepsis zugerechnet werden. Was Louis Althusser, Pierre Bourdieu und Judith Butler aber tun, ist, Anerkennungsverhältnisse anders zu betrachten und zu kritisieren, nämlich auf ihre gesellschaftlichen Funktionen und Wirkungen sowie auf die Rolle hin, die sie bei der Aufrechterhaltung problematischer sozialer Ordnungen und Herrschaftsbeziehungen spielen. Alle drei liefern recht unterschiedliche, aber komplementäre Erläuterungen davon, wie Anerkennung, Fremd- und Selbstidentifizierung Identitäten prägen, die dann wieder in spezifische soziale Strukturen eingebunden sind. Und hier tut sich ein Feld von möglichen Komplikationen auf, für die Honneths Perspektive wenig Platz zu lassen scheint. Denn der Fokus auf Subjektivierung und auf das konstitutiv heteronome Moment in Identitätsbildung, das vor allem in Althusser's berühmter Idee der »Anrufung« zum Ausdruck kommt, stellt die Möglichkeit dramatisch aus, dass der Moment des Wiedererkennens und des Annehmens der eigenen Identität auch mit Konformität und der Bestätigung sozialer Normen zusammengeht. Bourdieus kritische Soziologie der Reproduktion von Klassen- und Schichtgrenzen über Habitualisierung und die feinen Unterschiede in der alltäglichen Lebensführung verweist auf den engen Zusammenhang zwischen personaler Identität und sozialer Stratifikation. Judith Butlers Kritik am gegenwärtigen Genderregime und an den Kategorisierungsleistungen der Zweigeschlechtlichkeit vermittelt einen Sinn dafür, dass im Rahmen bestimmter symbolischer Ordnungen für bestimmte Identitäten kein eindeutiger Platz zu finden ist, Verwerfung und Abwertung also in diese Ordnungen eingebaute Mechanismen sind.

Natürlich muss Kristina Lepold konzedieren, dass Althusser, Bourdieu und Butler mit ganz divergierenden Hintergrundannahmen und auch ganz unterschiedlichen begrifflichen Strategien vorgehen und dass sie auch den Begriff »Anerkennung« nicht in der Bedeutung verwenden, den Honneth ihm gibt. Aber alle drei liefern Hinsichten und Aspekte eines alternativen

Bilds, in dem sich zeigt, dass es nicht nur nicht immer gut, ja, noch nicht einmal neutral ist, dass jemand im sozialen Kontext in bestimmten Hinsichten als anerkennungsfähig und anerkennungswürdig gilt. Denn dies verweist unweigerlich auf immer auch sozial stratifizierte Anerkennungsordnungen, auf spezifische Kontexte der Anordnung und Bewertung bestimmter Rollen und Subjektivitäten, die eine umfassende Theorie der Anerkennung mitbedenken sollte.

Kristina Lepold wählt nun nicht den Weg, die umfassenden gesellschaftstheoretischen Positionen auch systematisch gegen die an diesem Punkt positivere Anerkennungstheorie Honneths auszuspielen und etwa generell den normativen Wert gelingender Anerkennung zu leugnen, sie wählt einen vorsichtigeren und integrativeren Weg. Im dritten Schritt nutzt sie die Motive, die sich aus der problematisierenden Diskussion ergeben haben, um das Bild insgesamt zu komplizieren. An diesem Punkt entfernt sie sich wieder von den Details der kritischen Positionen, um deren Hauptertrag zu nutzen, nämlich die Etablierung eines engen Zusammenhangs zwischen spezifischen Identitäten und sozialen Kontexten und Praktiken. Denn wer die kritischen Analysen plausibel findet, wird die Frage nach den spezifischen anerkennungsfähigen und anerkennungswürdigen Identitäten auch mitnehmen in die Reflexion nach dem Wert und den Folgen von Anerkennung im gesellschaftlichen Kontext. Dann wird es aber eine Rolle spielen, ob bestimmte Identitäten auch an der Aufrechterhaltung mehrdeutiger, etwa Ungleichheit oder Missachtung mitführender gesellschaftlicher Praktiken und Ordnungen beteiligt sein können. Gerade vor dem Hintergrund einer Vorstellung von Identität, die diese nicht essentialistisch, sondern über alltägliche soziale Praxis erläutert, sollte deutlich sein, wie stark individuelle Selbstverständnisse und Handlungsmöglichkeiten von sozialen Erwartungen und Zuschreibungen bestimmt sind, erst recht, wo die Identitäten mit einer scheinbaren Selbstverständlichkeit ausgestattet, also regelrecht »naturalisiert« sind. Unter solchen Bedingungen stabilisiert Anerkennung über ihre Funktion der Bestätigung von Identitäten auch solche Praktiken und Ordnungen, die sich möglicherweise als kritikwürdig erweisen.

Diese scheinbar kleine Korrektur im sozialtheoretischen Bild hat nun aber große Folgen für eine Konzeption, die in Honneths Sinn verfährt und in erster Linie den Mangel an Anerkennung und die Missachtung ins Zentrum stellt. Die kritischen Positionen legen nahe, dass es eminente Fälle gelingender, aber ambivalenter Anerkennung geben kann, in denen Anerkennung selbst zum Medium und Mechanismus der Stabilisierung herrschaftsför-

miger Ordnungen wird. Damit schließt sich der Kreis der Argumentation und eröffnet den Raum für eine Alternative, die in keiner der behandelten Theorien schon entwickelt ist: Die drei »negativen« Positionen für sich genommen bieten keine Lösung und keine Kriterien für die komplexen Fälle, aber sie korrigieren die begriffliche oder theoriearchitektonische »positive« Einstellung einer Kritischen Theorie der Anerkennung, die schon im Anerkennungsbegriff ihren immanenten Wertmaßstab und Indikator für gesellschaftlichen Fortschritt gefunden zu haben glaubt; dieser Schritt ist zwar sinnvoll, muss sich aber durch eine erweiterte sozialtheoretische Perspektive auf das größere Ganze des gesellschaftlichen Kontexts ergänzen lassen, durch den sich das Werthafte der Bestätigung von Identitäten in das Herrschaftsförmige ihrer Verhärtung verkehren kann.

In einer älteren Theoriesprache hätte man hier von der »Dialektik« der Anerkennung gesprochen, aber es bezeugt die argumentative Stringenz des vorliegenden Textes, hier in einer vorsichtigeren Weise von einer nie ganz absehbaren Mehrdeutigkeit auszugehen. Zur Komplexität der Gesellschaft gehört eine Komplexität der Anerkennungsverhältnisse, und in ihren Kämpfen liegen die Fakten der Herrschaft und die Möglichkeiten der Befreiung womöglich näher beieinander, als es den Anschein hat. Eine politische Konsequenz dieser Argumentation ist eindeutig: Auch das gegenwärtige Ringen um eine demokratische Politik der Anerkennung und der Inklusion wird sich eine genaue Hinwendung zu genau denjenigen, die hier im Namen von zugeschriebenen oder angenommenen Identitäten Ansprüche erheben, nicht ersparen können; in diesen Auseinandersetzungen wird die Antwort auf die Frage, wer als wer spricht, nicht das letzte Wort sein, aber sie wird großes Gewicht haben. Denn nur als spezifische Subjekte und Identitäten beteiligen sich Personen am Kampf um Anerkennung, und nur als solche sind sie mögliche Empfänger_innen von politischer Wertschätzung, aber auch mögliche Opfer von Missachtung. Eine methodologische Konsequenz dieser Argumentation ist ebenso eindeutig: Die empirischen, sozialwissenschaftlichen Analysen spezifischer Anerkennungsverhältnisse und ihrer Gegenläufigkeiten sind unverzichtbar für eine Sozialphilosophie der Anerkennung. Spätestens mit dieser Schlussfolgerung findet das vorliegende Buch, mit dem Kristina Lepold für die Anerkennungsdebatte einen neuen Diskussionsstand etabliert hat, im Kontext der Schriftenreihe des Frankfurter Instituts für Sozialforschung seinen passenden, angemessenen Platz.

Martin Saar

Frankfurt am Main, im Juni 2021

Danksagung

Das vorliegende Buch geht zurück auf meine Dissertation, die ich im Oktober 2016 am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main eingereicht und im April 2017 verteidigt habe. Ich freue mich sehr, dass es nun nach einer umfassenden Überarbeitung in der Schriftenreihe des Instituts für Sozialforschung erscheinen kann. Viele Menschen haben mich auf dem Weg zur Promotion und nun zum fertigen Buch begleitet. Ihnen möchte ich an dieser Stelle danken.

Für ihre frühe Unterstützung auf meinem akademischen Weg danke ich Berthold Rittberger, Nigel Dodd und Christina Scharff. Meinem Dissertationsbetreuer Axel Honneth danke ich nicht nur für das Vertrauen, das er in mich und mein Projekt hatte, sondern auch für das rege Interesse und die intellektuelle Großzügigkeit, mit denen er meine Doktorarbeit über die Jahre begleitet hat. Martin Saar, der von Beginn an als Zweitbetreuer in mein Promotionsprojekt einbezogen war, danke ich für sein Wohlwollen und seine beherzte Unterstützung. Seine Überzeugung, dass am Ende etwas Interessantes bei der Arbeit herauskommen würde, hat mich in einigen Momenten des Zweifels sehr bestärkt. Christoph Menke sei gedankt für seine Mitwirkung als Drittgutachter am Promotionsverfahren. Titus Stahl und Rahel Jaeggi hatten im Rahmen meiner Promotion zwar keine offizielle Rolle; als regelmäßiger Gesprächspartner und Mentor hat Titus jedoch einiges zum Gelingen des Projekts beigetragen, ebenso wie Rahel, die mich bei verschiedenen Gelegenheiten während der Promotion sehr ermutigt hat. Mein Dank gilt weiterhin Fred Neuhouser, der mich 2013 für einen Forschungsaufenthalt an die Columbia University eingeladen hat, von dem ich sehr profitiert habe. Darüber hinaus möchte ich folgenden Personen für Gespräche über meine Doktorarbeit oder einzelne Kapitel danken: Eva Buddeberg, Stefan Deines, Maximilian Geßl, Steffen K. Herrmann, Lukas Kübler, Hannes Kuch, Daniel Loick, Eva von Redecker, Sebastian Schindler, Jörg Schaub sowie den Mit-

gliedern des Kolloquiums für Sozialphilosophie in Frankfurt und meinen Kolleg_innen am Institut für Sozialforschung, an dem ich jahrelang als Doktorandin meinen Arbeitsplatz hatte. Weiterhin danke ich der Studienstiftung des deutschen Volkes sowie der EH Hamburger Stiftung für die Förderung während der Promotionszeit. Meinen Eltern Martin und Sylvia Lepold sowie Michaela Lepold, Marianne Lepold und Bettina Gerhard und meinen »außeruniversitären« Freund_innen, insbesondere Eilika Freund, Johannes Hätscher, Stefan Herweg, Vera Scholz und Elisa Simantke, danke ich für ihre Unterstützung und ihr Verständnis.

Mit der Überarbeitung des Manuskripts für das Buch habe ich im Herbst 2018 im Rahmen eines vom DAAD unterstützten Forschungsaufenthaltes an der Harvard University begonnen. Ich danke Tommie Shelby für die Einladung und anregende Gespräche, Sanford Diehl, Aaron Landau und Christopher F. Zurn für gute Rückfragen zu meinem Projekt, darüber hinaus Sally Haslanger dafür, dass sie so ist, wie sie ist, und Amy Allen für ein überaus hilfreiches Treffen in New York. Ein wichtiger Schritt auf dem Weg der Fertigstellung des Buches waren ferner zwei Vorträge beim *Workshop on Gender and Philosophy* am Massachusetts Institute of Technology und an der University of New Hampshire im Herbst 2019. Allen Beteiligten, insbesondere Sally Haslanger, Subrena Smith und Charlotte Witt danke ich für ihr großes Interesse und ihre hilfreichen Anmerkungen. Die Universität Frankfurt mit meinen vielen tollen Kolleg_innen war ein guter Ort, um das Buch abzuschließen – ich danke insbesondere Eva Backhaus, Marina Martinez Mateo und Andreas Müller dafür, dass ich sie gelegentlich mit Fragen löchern durfte. Christine Bratu, Hilkje Hänel, Mirjam Müller, Titus Stahl, Frieder Vogelmann und Tobias Wille haben es dankenswerterweise auf sich genommen, das fertige Buchmanuskript oder Teile davon zu lesen und zu kommentieren. Eine besondere Rolle bei der Fertigstellung des Buches haben für mich die philosophische Freundschaft mit und Unterstützung von Christine Bratu und Mirjam Müller gespielt, für die ich ihnen sehr danken möchte.

Tobias Wille möchte ich hier noch einmal gesondert meinen tiefempfundenen Dank ausdrücken, nicht nur weil ich in seinem Bücherregal 2010 Axel Honneths *Kampf um Anerkennung* entdeckt habe und so zur Philosophie gekommen bin. Er musste über die Jahre auch einiges aushalten und hat unzählbar viele Male mit mir über meine Doktorarbeit und später die Bausteine für das Buch diskutiert. Man würde ja immer gerne sagen, man hätte es auch allein geschafft, aber ich bin mir da nicht so sicher.

Sidonia Blättler und dem Institut für Sozialforschung danke ich sehr herzlich für die Aufnahme des Buches in die Schriftenreihe. Nils Lehnhäuser und Sarah Sandelbaum danke ich für ein sorgfältiges Lektorat und Korrektur, das noch einmal einiges zur Verbesserung des Textes beigetragen hat. Ina Walter danke ich für den Satz und dem Campus Verlag schließlich für die Geduld mit der Autorin.

Kristina Lepold
Berlin, im Mai 2021

1. Einleitung

1.1 Anerkennung als Lösung oder Teil des Problems?

Die meisten Menschen würden spontan sagen, dass Anerkennung etwas Positives ist. Wir freuen uns beispielsweise über Lob für etwas, das wir gut gemacht haben, oder darüber, dass uns eine andere Person aufmerksam begegnet. Auch andere Beispiele machen deutlich, dass uns Anerkennung üblicherweise nicht als Problem, sondern als Lösung erscheint. So kämpfen Frauen (und auch einige Männer) in vielen Ländern bis heute für die Anerkennung von Fürsorgearbeit im Vergleich zur Lohnarbeit. Und nach dem Freispruch des Mannes, der den Tod des 17-jährigen Trayvon Martin zu verantworten hat, wurde 2013 in den USA Black Lives Matter gegründet mit dem Ziel, dass Leben von Schwarzen Menschen in der Gesellschaft endlich zählen. Anerkennung zu bekommen ist klarerweise gut – wer wollte das bezweifeln?

In der Philosophie ist Anerkennung seit Beginn der 1990er Jahre zu einem prominenten Gegenstand der Diskussion geworden. Die beiden einflussreichsten Veröffentlichungen, die in diesem Zusammenhang zu nennen sind, sind der Aufsatz *Die Politik der Anerkennung* von Charles Taylor, in dem dieser die Forderungen verschiedener Gruppen nach der Anerkennung ihrer kulturellen Besonderheit untersucht (vgl. Taylor 2009 [1992]), sowie Axel Honneths Monografie *Kampf um Anerkennung*, die die Hegelsche Idee eines Kampfes um Anerkennung für die kritische Theorie in der Tradition der Frankfurter Schule fruchtbar zu machen versucht (vgl. Honneth 1994 [1992]).¹ Trotz wichtiger Unterschiede zwischen den beiden Texten sind sich die Autoren darin einig, dass die Anerkennung durch andere für Personen

1 Wichtige Studien im Umfeld dieser beiden Veröffentlichungen sind, im kanadisch-amerikanischen Kontext, unter anderem Kymlicka (1989), Young (1990) und später Fraser (1997), im deutschen Kontext vor allem Habermas (1969a [1967]), Siep (2014 [1979]) und Wildt (1982).

gut, ja sogar von zentraler Bedeutung ist. Sie schließen damit an die alltägliche Intuition an, die ich eben beschrieben habe.

Sowohl Honneth als auch Taylor geht davon aus, dass Personen durch Anerkennung in ihrer Identität oder in Teilen ihrer Identität bestätigt werden. Damit nehmen beide Autoren auf Eigenschaften Bezug, die für eine Person zentral sind und die diese auch selbst als wichtig für sich erachtet. Ferner vertreten sie die Auffassung, dass die Anerkennung der eigenen Identität durch andere eine entscheidende Bedingung dafür darstellt, dass man die Person sein kann, die man ist. Vermöge der Anerkennung durch andere soll eine Person erst zur Verwirklichung ihrer eigenen Identität in der Lage sein (vgl. ebd.: insbesondere 277 ff.; Taylor 2009: 19–24). Die Bedeutung von Anerkennung für Personen wird nach Honneths und Taylors Auffassung besonders deutlich, wenn man die Konsequenzen betrachtet, die das Ausbleiben von Anerkennung hat. In der oft zitierten Einleitung zu seinem Aufsatz stellt Taylor in deutlichen Worten heraus: »Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen.« (Taylor 2009: 13) Wenn die Weise, in der man sich selbst begreift, in Konflikt damit steht, wie andere einen sehen, kann das laut Taylor also eine ernsthafte Beschränkung darstellen. Denn man kann dadurch nicht einfach die Person sein, als die man sich selbst begreift. Ähnlich wie Taylor beschreibt Honneth die Erfahrung des Ausbleibens von Anerkennung. Aufgrund von missachtenden Handlungen anderer Personen könne man nicht »als die Person gelten«, die man »seinen Ichidealen gemäß zu sein wünscht« (Honneth 1994: 223). Auch Honneth begreift das Ausbleiben von Anerkennung also so, dass es die Einzelnen daran hindert, in der Wirklichkeit zu sein, wer sie sind.

Das positive Bild von Anerkennung, das Honneth und Taylor aufbauend auf der alltäglichen Intuition zeichnen, wonach Anerkennung grundsätzlich die Lösung ist, ihr Ausbleiben hingegen das Problem, wird von vielen innerhalb der aktuellen philosophischen Diskussion geteilt (vgl. beispielsweise Zurn 2003; Deranty 2011; Ikäheimo 2009 und 2014; Margalit 2012; Thompson und Yar 2011; Renault 2019 [2004]). Diesem Bild ist jedoch gelegentlich auch mit Skepsis begegnet worden. Verschiedene Autor_innen haben Vermutungen dahingehend angestellt, ob es nicht sein könnte, dass Anerkennung in einigen Fällen auch selbst zum Problem wird oder sogar immer problematisch ist (vgl. etwa Oliver 2001; Markell 2003; van den Brink und Owen 2007; Petherbridge 2013; Coulthard 2014). Häufig ist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Louis Althusser und Judith Butler ver-